

Über die Notwendigkeit des interdisziplinären Dialogs für die Theologie.

Von H. Dolch †, Honnef

I.

1. Am 22. Juni 1633 wurde Galileo Galilei verurteilt; das sind nunmehr genau 350 Jahre. Im Zeitalter der Jubiläen, in dem wir derzeit leben, nimmt es nicht Wunder, daß auch an dieses Ereignis in etlichen Veröffentlichungen gedacht wurde. Wir brauchen im Rahmen unseres Themas darauf nicht näher einzugehen, denn auch diese modernen Darlegungen führen nicht zu einem einhelligen Urteil: Aus allen wird zwar deutlich, wie zwiespältig, zumindest schillernd die Person Galileis war; aber die überkommene Zweiteilung in der Beurteilung dieses »Falles Galilei« ist jedoch geblieben. Die einen betonen mehr diese in der Person Galileis gegebenen Momente, die anderen den unrechtmäßigen Hoheitsanspruch der verurteilenden päpstlichen Kommission.

Es ist auch deshalb nicht nötig, im Rahmen unseres Themas auf diese Darlegungen näherhin einzugehen, weil die *Sache*, um die es uns hier geht, nicht 1633, sondern schon viel früher, nämlich im sog. »ersten Prozeß« Galilei (Februar/März 1616) entschieden wurde. Es ist bedauerlich, daß zumal im 19. Jahrhundert dieser 1633-Prozeß zum »Fall Galilei« hochgespielt, die Entscheidung von 1616 aber zu wenig beachtet wurde.

1616 waren auf Anordnung Papst Paul V. theologische Sachverständige zur Beurteilung folgender beider Sätze aufgefordert worden¹: Die Sonne ist das Zentrum der Welt und infolgedessen unbeweglich. Die Erde steht nicht im Zentrum der Welt und ist nicht unbeweglich, sondern bewegt sich selbst um sich selbst als Ganzes auch in täglicher Bewegung. Der päpstlichen Kommission war also die Aufgabe gestellt, zwischen dem überkommenen alten geozentrischen (ptolemäischen) und dem neuerdings von Kopernikus und anderen postulierten heliozentrischen Weltsystem zu entscheiden. Der Entscheid der Kommission lautete bekanntlich: Der erste Satz sei – philosophisch betrachtet – töricht und absurd und formell häretisch, da er den Äußerungen vieler Stellen der Hl. Schrift nach ihrem Wortlauf wie nach ihrer Auslegung durch die heiligen Väter und theologischen Doktoren widerspreche, der zweite Satz sei philosophisch ebenso zu beurteilen, vom Standpunkt der Theologie aus sei er irrig im Glauben. Kardinal Bellarmin bekam den Auftrag, Galilei von diesem Entscheid zu unterrichten, und führte ihn auch aus².

¹ Auf die historischen Einzelheiten kommt es hier nicht an.

² In welcher Form diese Unterrichtung geschah, ist nicht mehr historisch exakt in allen Einzelheiten erhebbar.

Dieser Streit über die beiden Weltsysteme ist, wie wir alle wissen, längst entschieden; für uns heute ist er Historie – aber Historie, aus der wir lernen können. Ich komme darauf zurück, wende mich zunächst meinem Thema in seiner Allgemeinheit zu.

2. Zunächst eine Worterklärung und eine Einschränkung des Themas!

a. Das Wort »disziplinär« verstehe ich in dem ganz einfachen Sinne, wie wir von den einzelnen Disziplinen sprechen, die etwa an einer Universität gelehrt werden. So z. B. Physik oder Chemie, die dann weiter unterteilt werden. Unter »interdisziplinär« die Begegnung zweier Disziplinen wie z. B. Physikalische Chemie. Wer Physik oder Chemie treibt, muß sich nicht notwendigerweise mit Physikalischer Chemie befassen; diese Zwischendisziplin ist – in erster Näherung wenigstens – ein relativ selbständiger Forschungsbereich. Demgegenüber behaupte ich eine *Notwendigkeit* für die Theologie, daß sie mit anderen Disziplinen im Dialog steht, damit sie überhaupt ihre Aufgabe erfüllen kann.

b. Die Einschränkung meines Themas ist: Wenn ich auch nur von *christlicher* Theologie spreche³, spreche ich damit nicht unmittelbar und genau genommen vom christlichen *Glauben*. Theologie setzt freilich den Glauben bleibend voraus, ist aber nicht dieses Glauben selbst! Alle Fragen, die um die Frage kreisen »Was macht, daß der Gläubige *konkret* glaubt?« lasse ich unberücksichtigt – terminologisch gesprochen: Ich lasse die »fides qua creditur« beiseite und handle nur von der »fides quae creditur«, den *Glaubensinhalten* also, und behaupte (wie schon gesagt), daß zu deren reflektierter Präzision der interdisziplinäre Dialog notwendig ist.

II.

1. Theologie hat zweifelsohne mit der Offenbarung Gottes zu tun: Wie das Verhältnis beider genauer zu bestimmen ist, soll später behandelt werden. Klären wir zunächst, was das Wort »Offenbarung« meint. Freilich, wir wissen, was es zu fassen versucht: Offenbarung ist die hier auf Erden erfolgte Kundgabe des Gestaltungs- und Heilswillens Gottes, seines Planes von der Welt und dem Menschen in ihr und dessen Ausführung, letztlich Kundgabe seiner selbst. Ein wesentliches Moment dieser Offenbarung ist jedoch besonders herauszustellen, das in der gegebenen Umschreibung nur einschlußweise ausgesagt wird: ihr *Ereignis*charakter. Offenbarung geschah, wie es im Konzilstext heißt, »*Verbis gestisque*« (durch Worte und Taten). Ich sagte »geschah« und nicht »ist geschehen« oder »geschieht«. Würde man nämlich sagen, Offenbarung *ist geschehen* im Sinne einer in der Vergangenheit abgeschlossenen Handlung, die nur in ihren Auswirkung (und nicht als sie selbst) weiterexistiert, dann wäre dies falsch. Zwar hat die öffentliche Offenbarung in Jesus Christus ihren Höhepunkt erreicht, aber nicht ihren endgültigen Abschluß. Wohl hat der Herr den Aposteln alles gesagt, was sie zu tragen

³ Ich lasse offen, ob es überhaupt eine andere Theologie gibt.

vermögen (vergl. Jo 16, 12), aber auch den Geist der Wahrheit verheißen, der sie in alle Wahrheit einführen wird (ebenda). Vor allem aber gilt: Das Offenbarwerden der Offenbarung steht noch aus, das Gewährwerden der Herrlichkeit des Herrn. So ist es unrichtig zu sagen, Offenbarung *ist geschehen*, um dadurch ausdrücken zu wollen, sie sei schlechthin abgeschlossen. Es ist aber auch unrichtig zu sagen, Offenbarung *geschieht*, ohne Unterscheidung zu dem Offenbarungsgeschehen, das historisch durch den ersten Anruf an Abraham und die Himmelfahrt Jesu begrenzt wird. Dieses Offenbarungsgeschehen ist einmalig; es ist uns bezeugt und vor allem im AT und NT schriftlich fixiert.

Hieraus ergibt sich eine erste Notwendigkeit des interdisziplinären Dialoges für die Theologie. Sie war lange umstritten, es hat Jahrhunderte gedauert, bis das Lehramt diese Notwendigkeit anerkannte. Zumindest seit der Enzyklika »Divino afflante spirito« (1943) ist jedoch klar, daß eine zureichende Erkenntnis des Sinngehaltes der Hl. Schrift nur möglich ist im Austausch mit dem Wissen, das andere Wissenschaftsdisziplinen erwarben: Altertumskunde im allgemeinen, Kultur- und Geistesgeschichte des vorderen Orients im besonderen, etc. – es ist nicht notwendig, alle Disziplinen im einzelnen aufzuführen; der allgemeine Hinweis genügt.

2. Jede Wissenschaftsdisziplin sucht die Kriterien für die sachgerechte Anwendung ihrer Methoden auf ihre Forschungsobjekte – wenn sie das nicht täte, wäre sie keine Wissenschaft! Diese Suche nach den Kriterien ist jedoch kein linearer Prozeß, als gäbe es zunächst die Objekte, dann die Methoden und schließlich die Kriterien; Fehleinschätzungen sind möglich, Versuchsergebnisse können falsch interpretiert werden, etc. Diese Suche ist ein Rückkopplungsprozeß oder, wie es Fr. Dessauer anschaulich ausdrückte, ein »Einschleifprozeß«.

Die Frage ist, ob es auch Kriterien für die Richtigkeit des Austausches von Erkenntnissen zwischen verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen gibt! Das ist nicht dasselbe wie die Suche nach den zureichenden Kriterien *innerhalb* einer Wissenschaftsdisziplin. Gilt es doch, die *Eigenart beider* miteinander austauschenden Disziplinen zu wahren! Diese Frage ist vor allem wichtig, wenn es sich um die Begegnung mit der theologischen Aussage handelt!

Zwei Beispiele mögen diese Frage verdeutlichen.

Zunächst ein sehr einfaches Beispiel: Wie sind die sog. »Makarismen« (Seligpreisungen) zu Beginn der Bergpredigt (Mt 5,1ff) zu übersetzen? Jahrhundertlang übersetzt man: »Selig seid Ihr...«. Da kamen plötzlich einige sich mit der heutigen Umgangssprache sehr vertraut dünkende Leute zur Ansicht, daß im heutigen Deutsch das Wort »selig« einen speziellen, nur mehr in Einzelfällen gebrauchten Sinn bekommen hätte – Kinder, vor den brennenden Kerzen des Weihnachtsbaum stehend, Verlobte und ein wenig angetrunkene Personen würden »selig« genannt. Daher könnte man nicht mehr von »Seligpreisungen« sprechen, das würde das Verständnis erschweren, ja vielleicht sogar verunmöglichen. Man suchte eine andere Übersetzung; man übersetzte nunmehr: »Wohl Euch, die Ihr...« (Das Hauptwort »Wohl-Lobungen« wagte man nicht zu gebrauchen). So wurde es auch in einigen neueren Bibel-Texten gedruckt. Der einfache Gläubige aber akzeptierte

nicht diese hochgestelzte Übersetzung – und so verschwand sie wieder bald aus den Texten. Hier wurde also eine in einem Bereich – der Sinngebung von Wörtern in der Umgangssprache – zutreffende Erkenntnis unreflektiert in einen anderen Bereich – Übersetzung des Bibeltextes – übernommen, und dies auf Grund – wie man meinte – zureichender Erkenntnis, die aber dem Glaubensverständnis des Gläubigen nicht standhielt.

Das zweite Beispiel ist gewichtiger! Es ist R. Bultmanns bekannte »Entmythologisierungsthese«. Er trug sie zuerst 1941 innerhalb eines Kreises von Pastoren vor, die in der notvollen Auseinandersetzung mit dem Tagesgeschehen pastoraler Hilfe bedürftig waren. Inhalt seiner These war – ich greife nur das heraus, was innerhalb unserer Thematik liegt –, daß die naturwissenschaftlich Forschung gesichert erkannt habe, alles Geschehen in dieser Welt bilde ein geschlossenes Ganzes; ein irgendwie geartetes Einwirken von »Außen« gebe es nicht und könne es nicht geben. So könne es z.B. keine Wunder geben. Die biblische Berichte davon entsprechen dem damaligen, vorwissenschaftlichen Weltverständnis, das mythisch war. Aus dieser Einbettung herausgenommen, müsse nach dem Sinn dieser Berichte gefragt werden – und dies hat durch die »existenziale Interpretation« zu geschehen: Die biblischen Berichte sind zu »entmythologisieren«. So lautet – kurz skizziert – R. Bultmanns These.

Es geht mir beileibe nicht darum, die Bedeutung R. Bultmanns als Exeget und als Graezist zu schmälern, auch nicht um die Gegenbehauptung, alles, was uns im AT und NT als Geschehnis berichtet wird, sei auch im Verständnis moderner Geschichtsforschung historisch, sondern um die konkrete Verdeutlichung, daß eine bestimmte Zeitgestalt naturwissenschaftlichen Weltverständnisses schlicht unreflektiert in eine andere Wissenschaftsdisziplin – nun: in die Exegese – übernommen und zur Grundlage eben solcher exegetischer Erwägungen gemacht wurde. Und diese Übernahme geschah auch insofern ganz unkritisch, als R. Bultmann ein naturwissenschaftliches Weltverständnis übernahm, welches mehr jenem entsprach, das gegen Ende des 19. Jahrhunderts vorherrschte, als jenem nach M. Plancks Postulat des Wirkungsquants, A. Einsteins spezieller und allgemeiner Relativitätstheorie und der Entwicklung der Quantenmechanik nach 1925.

3. Wir könnten nun gleich unmittelbar nach dem Ursprung des von R. Bultmann übernommenen naturwissenschaftlichen Weltverständnisses fragen und kämen dabei ziemlich bald auf Galileo Galilei zu sprechen – speziell auf sein ebenso fruchtbares wie verführerisches Prinzip – allgemein: »Frage nicht nach dem Warum eines Vorgangs, sondern nach seinem Wie!«; im speziellen: »Das Meßbare messen und das Nicht-Meßbare messbar machen!«. Kein Zweifel: ein sehr fruchtbares Prinzip! Setzte es ja die naturwissenschaftliche Forschung mit ihrer Methodenvielfalt und ihren großartigen Erkenntnissen recht eigentlich in Gang. Aber eben auch ein verführerisches Prinzip! Führte es ja zum sog. Reduktionismus⁴ und zur heute so intensiv beklagten »Entzauberung« der Welt, insofern es das neuzeit-

⁴ Ein Beispiel: Das Leben ist *nichts anderes* als ein hochkomplexer Zustand der Materie und so auch mit physikalisch-chemischen Erkenntnis adaequat beschreibbar.

liche Denken zur Annahme verleitet, daß alles meßbar gemacht werden kann, bzw. daß alles, was sich diesem Versuch, im Quantitativen zu messen, widersetzt, nicht »wirklich«, nicht »real« sei. Das in Quantitäten Ausgemessene hat keinen »Zauber« des Geheimnisvollen mehr!

III.

1. Zunächst muß ich jedoch auf *die* Begegnung der Glaubensaussage mit einer Wissenschaftsdisziplin eingehen, die nach Meinung der einen jener zum Verhängnis wurde, nach der Meinung anderer ihr die Möglichkeit gab, recht eigentlich zu sich selbst als *Aussage* zu kommen. Es ist die Begegnung mit der griechischen Philosophie – eine, wie man weiß, sehr komplexe Größe, die aber im Rahmen unseres Themas in eins genommen werden kann. Ob sich Glaubensaussage und Philosophie innerlich notwendig oder nur tatsächlich begegneten, bleibe hier in einer gewissen Unentschiedenheit, insofern eine genauere Untersuchung dieser Frage tief in die Geschichtstheologie eindringen müßte. M. Heidegger forderte einmal, daß sich »die Theologie endlich und entschieden über die Notwendigkeit ihrer Hauptaufgabe klar würde, die Kategorien ihres Denkens und die Art ihrer Sprache nicht durch Anleihen bei der Philosophie und den Wissenschaften aus diesen zu beziehen, sondern sachgerecht aus dem Glauben für diesen zu denken und zu sprechen« und: »Wenn dieser Glaube nach seiner eigenen Überzeugung den Menschen als Menschen in dessen Wesen angeht, dann bedarf das echte theologische Denken und Sprechen auch keiner besonderen Zurüstung, um die Menschen zu treffen und bei ihnen Gehör zu finden«. Ich kann dieser Meinung nicht folgen – sofern es sich (wie eingangs erwähnt) um die »fides quae creditur« handelt –, ich halte sie für falsch. Folgt man ihr, dann macht man die Philosophie zu einer eigenartigen Weisheitslehre und begründet innerhalb der Glaubensaussagen eine ihr eigene Philosophie! Letzter Grund für die Ablehnung der Heidegger'schen These ist für mich die Weise, wie Offenbarung geschah, wie sie in Jesus Christus aufgipfelte: Jesus sprach menschlich zu Menschen!

Es spricht vieles dafür, daß eine innere Zuordnung von Offenbarungswort und Philosophie vorgegeben war. Schon im Alten Bunde – im babylonischen Exil und nachher – war der Gläubige in der Begegnung mit anderen Religionen und Kulturen zur *Reflexion* über die Eigenart seines Glaubens gezwungen. Ergebnis davon waren z. B. der (erste) Schöpfungsbericht und in der Folgezeit die sog. Weisheitsliteratur. Das Buch der Weisheit selbst ist eine erste Synthese alttestamentlicher Glaubensaussagen und griechischer Philosophie. Und schon hier zeigt sich die Schwierigkeit der Begegnung, des interdisziplinären Gesprächs zwischen Glaubensaussage und Philosophie: Ist das Buch der Weisheit Glaubensaussage unter Zuhilfenahme philosophischer Denkmittel oder enthält es philosophische Erwägungen über den von der Offenbarung eingebrachten Denkgegenstand »Gott«? Es ist bekanntlich nicht in den jüdischen Kanon übernommen worden und die Reformatoren haben es nicht als Offenbarungsquelle gelten lassen.

2. Unterscheiden wir drei spezifisch verschiedene Formen der Glaubensaussage:
- a. das persönliche Glaubenszeugnis, das notwendigerweise in der Ich-Form ausgesagt wird: »Ich glaube an...«;
 - b. ein erster Überstieg über die Subjektivität in der Form der Lobpreisung: »Ehre sei Gott in der Höhe...«. Hier preist wohl der Gläubige als Gläubiger, er tritt aber sozusagen nicht mehr in Person auf, wenn er preist; der Zu-Preisende wird an- bzw. ausgesprochen;
 - c. die Vollendung dieser Objektivierung, insofern das Geglaupte in allgemeinen Sätzen formuliert wird, die als streng gültig erachtet werden. So z. B. Gott *ist*, Gott existiert, Gott *ist* dreieinig. Hier wird von dem Moment des persönlichen Bezeugens ganz abgesehen. Die Frage ist, ob dies möglich sei, d. h. ob nicht innerlich notwendig eine Glaubensaussage aufhöre, eine solche zu sein, wenn sie in der Form von Urteilen ausgesagt wird. Es ist die Grundannahme aller christlichen Theologie (näherhin jetzt: der Dogmatik), daß dies möglich ist, daß also auch in logisch formulierten Sätzen *Glaubenswahrheit* *Glaubenswahrheit* sein und bleiben kann. Ja, daß es unter Umständen notwendig ist, die Glaubenswahrheit so auszusagen – denken wir an die Glaubensentscheide der Konzilien.

Der hl. Augustin schreibt im ersten Buch zu »Freie Wille«:

Gott wird zugegen sein und bewirken, daß wir erkennen, was wir glauben. Sofern wir wirklich Einsicht gewinnen wollen, müssen wir uns aber an jenen Pfad halten, den der Prophet (Jes 7,9) vorgeschrieben hat: »Wenn Ihr nicht glaubt, werdet Ihr nicht erkennen.«⁵ Im zweiten Buch führt er diese Überlegung weiter aus; es heißt: »Du (d. i. Evodius, sein Schüler und Gesprächspartner) erinnerst mit Recht an jenen unbestreitbaren Grundsatz, den wir uns am Anfang des vorigen Gesprächs (d. h. im ersten Buch) aufgestellt haben. Wenn nämlich Glauben nichts anderes wäre wie Erkennen, und wenn wir nicht zuerst einmal glauben müßten, sobald wir Großes und Göttliches zu erkennen begehren, hätte der Prophet umsonst gesagt: »Wenn Ihr nicht glaubet, werdet Ihr nicht erkennen«. Auch unser Herr hat, die er zum Glauben rief, zuerst durch Worte und Werke zum Glauben gemahnt. Als dann später von der Gabe selbst gesprochen wird, die den Glaubenden zuteil würde, sagt er nicht: Das ewige Leben besteht darin, daß sie glauben, sondern: »Das ewige Leben besteht darin, daß sie Dich, den allein wahren Gott, erkennen, und den Du gesandt hast, Jesus Christus« (Jo 17,3). Ferner sagt er zu denen, die bereits glauben: »Suchet und Ihr werdet finden« (Mt 7,7); denn man kann nicht gefunden nennen, was unbekannt geglaubt wird und keiner sucht Gott mit Erfolg, der nicht vorher glaubt, was er nachher erkennen soll.

Hier hat Augustin der nachfolgenden Dogmatik die Maxime auf den Weg gegeben, die bei allen Variationen im einzelnen (der hl. Thomas hat sie in anderer Weise befolgt als z. B. M. Luther oder K. Barth!) im Grundsätzlichen maßgeblich blieb: »Fides quaerens intellectum«, d. h. der Glaube drängt aus innerem auf Einsicht hin, er sucht diese zu gewinnen.

3. Ist diese Behauptung, die Glaubensaussage bewahre das sie tragende Glaubensmoment, wenn sie in Form philosophischer Sätze ausgesagt wird, *erweisbar* zutreffend? Und gilt dies zumal dann, wenn diese Glaubensaussage in ein *System* von Sätzen, was ja in der Dogmatik geschieht, gebracht wird? Wahrlich keine leicht zu entscheidende Frage! Hängt unter anderem von der gegebenen Antwort auch die Frage ab, ob Theologie/Dogmatik einen legitimen Ort innerhalb des Gesamts der Disziplinen an einer Universität hat oder nicht.

⁵ Augustin benutzte den Vulgata-Text; im Urtext heißt es: »...werdet Ihr nicht *Bestand* haben«.

Schon in der Hochscholastik war man nicht ganz und gar einhellig einer Meinung; so dachte z. B. Duns Scotus kritischer darüber als Thomas v. A. – ganz zu schweigen von den Vertretern des Prinzips der »Doppelten Wahrheit«.

Dieses Prinzip lautet: Es ist sehr wohl möglich, daß eine bestimmte Aussage mit philosophischen Mitteln gesichert als wahr erkannt wird, obwohl sie der biblischen Aussage widerspricht; andererseits kann es Offenbarungswahrheiten geben, die gesichert zu glauben sind, obwohl sie – philosophisch gesehen – falsch sind. Ein Beispiel: Man meinte philosophisch stringent beweisen zu können, daß die Welt keinen Anfang gehabt hat, sondern von Ewigkeit her besteht, obwohl der Glaube lehrt, sie sei »am Anfang der Zeiten« von Gott aus Nichts erschaffen worden.

Wir können heute nur schwer nachvollziehen, wie sehr dieses Prinzip den mittelalterlichen Menschen erregte; daß es ihm wie ein geistiger Pestbazillus erschien. Wir Heutigen huldigen nämlich diesem Prinzip zumindest in der Praxis, in etwa aber auch in der Theorie. So z. B. wenn man behauptet, Glaube und Wissen hätten – ganz allgemein gesprochen – nichts miteinander zu tun, weil sie auf verschiedenen Ebenen lägen: eine Meinung, die öfters vertreten wird, die aber sicher dann nicht zutrifft, wenn der einzelne ernsthaft um eine Synthese *seines* Glaubens und *seines* Wissen ringt. Aber nicht nur das: Wir haben uns in der Auffächerung und Spezialisierung unserer Fähigkeiten und Aufgaben angewöhnt, z. B. zwischen dem Bereich des Persönlichen und dem des Eingebundenseins in den der Gesellschaft, des Staates und auch der Kirche als Institution zu unterscheiden – und zu trennen: In dem einen gilt die eigene Meinung und Entscheidung, in den anderen die von außen auf uns eindringende Anordnung. In diesem Zusammenhang ist es recht bezeichnend, daß wir mehr oder weniger nur mehr von Menschenrechten und kaum noch von Gottesgeboten sprechen

Diese Hinweise seien im Sinne von Tatsachenfeststellungen verstanden, nicht als Beurteilung, schon gar nicht als Verurteilung: Wir müssen heute »mehrgleisig fahren«, in manchem sogar widersprüchlich denken und handeln (Aus dem »Prinzip der doppelten Wahrheit« wurde gleichsam das »Prinzip der doppelten Buchführung«). Wie aber mag ein Mensch diese These von der doppelten Wahrheit aufgenommen haben, für den z. B. die Kaiserkrönung ein sakramentaler Akt war oder aus dem Kirchenbann ganz unmittelbar die Reichsacht (Luther, Worms 1521) folgte? Allgemein gesprochen: Dessen Weltverständnis von der inneren Zuordnung von Natur und Übernatur, von Schöpfungsordnung und Heilsordnung geprägt war? Der die Schöpfung als Manifestation der Schöpferherrlichkeit Gott verstand und die Aufgabe des menschlichen Denkvermögens darin sah, eben diese vielfältige Welt *als* Manifestation des Schöpfers zu erkennen? Um ein konkretes Beispiel zu nennen: Wie hätte Hildegard von Bingen († 1179) geurteilt, die doch wahrlich genug Elend dieser Welt erfuhr und doch den einen Ordo prius? So, wie ihn Paulus verkündete: »Gott, der sprach: Aus der Finsternis strahle das Licht auf⁶, ist aufgestrahlt in unseren Herzen, daß leuchtend würde die Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes auf dem Antlitz Christi« (2 Kor 4,6).

⁶ Vgl. den 1. Schöpfungsbericht.

4. In dem geschichtlichen Gang von der ersten betroffen machenden Bekanntheit mit diesem Prinzip der doppelten Wahrheit bis zu seiner mehr oder weniger deutlichen bzw. unbewußten Übernahme als Grundlage heutiger Denkens steht der »Fall Galilei« als wichtiges und diesen Gang wesentlich mitbestimmendes Bindeglied⁷.

Galilei hat nicht Existenz und Eigenart der göttlichen Offenbarung gelehnet, auch nicht – im Unterschied zu den Reformatoren – die Legitimität der Kirche als Verkünderin und Hüterin dieser Offenbarung, sondern er äußerte seine Überzeugung, daß *innerhalb* der überkommenen Offenbarungsbotschaft Elemente weltbildlicher⁸ Art seien, die das Verständnis der Offenbarungswahrheit erschweren, im gewissen Sinne verunmöglichen. Als derartige Elemente weltbildlicher Art erschienen ihm alle Aussagen, die das ptolemäische Weltsystem voraussetzen, also z. B. daß die Sonne um die Erde kreise. Da dieses System als falsch erwiesen worden und durch das kopernikanische zu ersetzen sei, müsse die Gottesbotschaft in bezug auf diese Elemente neu ausgesagt werden, damit sie angenommen werden könne.

Blickt man aus heutiger Sicht auf die Auseinandersetzung 1616 zurück, stellt man das Paradox fest, daß der Naturwissenschaftler Galilei in seinem Fachgebiet irrte, insofern er meinte, er hätte *sichere* Beweise für die Wahrheit des kopernikanischen Systems, was – nach Meinung aller Kenner – nicht zutraf, auf theologischen Gebiet aber zutreffend urteilte. Demgegenüber urteilte die päpstliche Kommission (bzw. Kardinal Bellarmin) zutreffend, als sie die Schlußigkeit der naturwissenschaftlichen Argumentation Galileis in Frage stellten, sie urteilte jedoch in theologischer Sicht falsch, insofern sie Galileis theologische Fragestellung gar nicht in den Blick bekam, sondern diese ganz unangefochten in der bisherigen Tradition stehen bleibend aburteilte. Hätte sie anders urteilen können? Vom heutigen Standpunkt ist darüber leicht zu urteilen – aber manche moderne Verurteiler der päpstlichen Kommission tun das ja, weil sie wiederum ihr eigenes Koordinatensystem, das ihnen zureichend erscheint, um Vorkommnisse aus früheren Zeiten zu beurteilen, zugrunde legen – und damit denselben Fehler machen, den sie der päpstlichen Kommission vorwerfen!

Um dasselbe in anderer Sprachgestalt zu sagen: Galilei griff die schon im Mittelalter gebräuchliche Unterscheidung von den beiden Büchern Gottes auf, in denen dieser sich offenbare: das Buch der Natur, in dem die Gegebenheiten und Geschehnisse in dieser Welt aufgezeichnet seien und darin letztlich auch Gott selbst als Schöpfer, und das Buch der Offenbarung, die Bibel, in dem Gottes Heilstaten und -wahrheiten aufgezeichnet seien und letztlich wiederum Gott selbst, der Dreieine. Da beide Bücher von einem und demselben Autor stammten, nämlich Gott, könnten sie einander nicht widersprechen. Worin beide – die päpstliche Kommission wie Galilei – irrten, war die Überzeugung, sie hätten schon

⁷ Wie eingangs erwähnt, beziehe ich mich auf den ersten Prozeß 1616.

⁸ Der Ausdruck »weltbildlich« stammt nicht von Galilei; er ist neuzeitlich. Ich gebrauche ihn jetzt, um Galileis *Absicht* zu verdeutlichen.

ihr Buch *genau genug* gelesen und *wüßten* daher seinen Inhalt. Was wir alle – der eine mehr, der andere weniger – seit 1616 *erfahren* haben, ist, daß es auf das Lesen der beiden Bücher ankommt, auf das immer erneute Lesen des einen Buches im Lichte der durch das erneute Lesen des anderen Buches gewonnenen Erkenntnisse! Das ist ein währender, auch heute noch nicht abgeschlossener Prozeß!

IV.

1. Ein, historisch gesehen, erster Schritt in der Anerkennung dieses Prozeßcharakters des Lesens beider Bücher durch das kirchliche Lehramt war zweifelsohne das Rundschreiben des auch in dieser Hinsicht neue Wege gehenden Papstes Leo XIII »Providentissimus deus« (1893).

Die Herausgeber der Neuauflage »Der Glaube der Kirche in den Urkunden der Lehrverkündigung« (K. Rahner und K.-H. Weger) schreiben im Vorspann:

Der Grundgedanke des Rundschreibens ist die sichere Überzeugung, daß zwischen dem Wort der Heiligen Schrift und den Ergebnissen der Wissenschaft kein Widerspruch bestehen kann, vorausgesetzt, daß beide Seiten ehrlich nach der Wahrheit forschen und sich ihrer Grenzen bewußt sind.

Man wird dieser Aussage beistimmen, aber auch prüfen, was sie in bezug auf unsere Frage erbringt! Ist es so sicher, daß es eine *Grenze* gibt? Und wenn es sie gibt: *Wer* legt sie fest? Daß sie nicht sozusagen apriori festgelegt werden kann, zeigt doch die Geschichte der Auseinandersetzungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft! Zweifelsohne gibt es je einen Bereich, in dem der eine ohne den anderen heimisch ist, aber offenbar auch einen *Grenzbereich*, dessen Zuordnung im geschichtlichen Prozeß und in der (friedlichen) Auseinandersetzung beider Partner zu klären ist.

Im Rundschreiben selbst heißt es gegen Ende:

Denn gar manches, was auf allen Wissensgebieten gegen die Heilige Schrift immer wieder vorgebracht wurde, gilt jetzt als nichtig und vergessen; umgekehrt hat man auch früher manche Erklärung von Schriftstellen vorgebracht – freilich nicht, wo es sich unmittelbar um Glaube und Sitte handelt –, bei der eine spätere genauere Forschung Richtigeres fand.

Auch diese Erklärung wird man bejahen, dankbar entgegennehmen, aber auch hier fragen, ob nicht die Parenthese die historische Wirklichkeit etwas »geschönt« hat. Ging es 1616 nicht doch um eine *Glaubensfrage* in der Meinung der päpstlichen Kommission?

2. Seit 1893 hat das kirchliche Lehramt des öfteren zu unserem Thema Stellung genommen, am klarsten in der Konstitution »Gaudium et spes« (Die Kirche in der Welt von Heute) des 2. Vatikanischen Konzils.

So heißt es darin z.B.:

Wie es aber im Interesse der Welt liegen muß, die Kirche als gesellschaftliche Wirklichkeit der Geschichte und als deren Ferment anzuerkennen, so ist sich die Kirche auch darüber im klaren, wieviel sie selbst von der menschlichen Geschichte und Entwicklung her empfangen hat.

Die Erfahrung vergangener Jahrhunderte, der Fortschritt der Wissenschaften, die Reichtümer, die in den verschiedenen Formen der menschlichen Kultur liegen, wodurch die menschliche Natur immer deutlicher erschlossen und neue Wege zur Wahrheit aufgetan werden, sind auch der Kirche zunutze...

Ja selbst an dem Gegensatz derer, die sie anfeinden oder verfolgen, so gesteht die Kirche, ist sie gewachsen und kann sie gefördert werden (n. 44).

Und später heißt es:

Obwohl die Kirche zum kulturellen Fortschritt viel beigetragen hat, so steht doch durch Erfahrung fest, daß das Verhältnis von Kultur und christlicher Bildung, wenn auch »ex causis contingentibus«, sich nicht immer ohne Schwierigkeiten entfaltet. Diese Schwierigkeiten gereichen dem Glaubensleben nicht notwendig zum Schaden, sie können vielmehr den Geist zu einem genaueren und tieferen Glaubensverständnis anregen. Denn die neuen Studien und Erfindungen der Naturwissenschaften... stellen neue Fragen, die sogar für das Leben Konsequenzen haben und auch von den Theologen neue Forschungen verlangen. (n. 62)

V.

Wahrlich: Das sind Erklärungen, für die jeder, der sich ernsthaft um das Gespräch zwischen Theologie und Naturwissenschaften müht, den Konzilsvätern danken wird! Das Lehramt der Kirche spricht ganz offiziell von der Notwendigkeit des Dialoges mit den anderen Wissenschaftsdisziplinen für die Theologie.

Ob sich die Väter des Konzils bewußt waren, was alles in ihrem Appell zum offenen Dialog eingeschlossen ist? Da geht es ja nicht nur um ein Zuhören, um ein Übernehmen der einen oder anderen Erkenntnisse in den eigenen Bereich, sondern auch um ein Gewährenlassen des anderen in *seiner* Ansicht! Kann das kirchliche Lehramt so weit gehen, daß es seinen letzt-entscheidenden Auftrag, die von Jesus Christus überkommene Heilsbotschaft zu *hüten*, außer acht läßt – und »disputiert« in einem Dialog, der in die Nähe der Beliebigkeit führt?

Wenn wir also die »Offenheit« für den Dialog bejahen, übersehen wir nicht die Schwierigkeit für dessen konkrete Durchführung!

P. Berger schreibt in seinem Buch: *Der Zwang zur Häresie. Religion in der pluralistischen Gesellschaft*⁹:

(In der Auseinandersetzung zwischen der christlichen und der hinduistischen Religion) ... man läßt sich ernsthaft auf die andere Religion ein, wenn man, zumindest hypothetisch, für die Behauptung aufgeschlossen ist, daß diese Religion recht hat. Noch anders formuliert, einen innerreligiösen Wettstreit einzugehen heißt, darauf vorbereitet zu sein, seine eigene Wirklichkeitsanschauung zu ändern... gleichermaßen bedeutsam ist jedoch auch die grundsätzliche Bereitschaft, nein zu sagen. *Die Wahrheitsansprüche der indischen Weltsicht zu überdenken, heißt nicht, ihnen apriori beizupflichten*... es ist unwahrscheinlich, daß jemand, wenn er wirklich aufgeschlossen ist, am Ende in allen Punkten nein sagen wird... Mit anderen Worten, *sobald der Wettstreit erst einmal eröffnet ist, dürfte es unwahrscheinlich sein, daß seine Teilnehmer unverändert daraus hervorgehen*«.

Die Auseinandersetzung zwischen Theologie und Naturwissenschaften ist gewiß nicht genau derselben Art wie die zwischen den Weltreligionen; aber für diese gilt wohl mutandis mutatis Analoges. Theologie im Dialog mit den Naturwissenschaften! Ein notwendiger, aber auch beschwerlicher Dialog. Er wird erst zu Ende sein, wenn sich die Verheißung *erfüllt* haben wird, die schon Augustin bei unserer Thematik anführte: »Suchet und ihr werdet finden«, »klopft an und es wird euch aufgetan«!

⁹ Frankfurt 1980, 180 f; kursiv vom Autor selbst.